

## Vorwort

Wer mit diesen vier Buchstaben *ADHS* (Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung) bestraft auf diese Erde geworfen wird, lernt schnell, dass sein Leben nie ein leichtes sein wird. So musste ich schon in jungen Jahren akzeptieren, dass ich mich vorwiegend als Einzelkämpfer würde durchs Leben schlagen müssen.

Nun, ein solches Dasein kann durchwegs auch positive Seiten haben. Wer es zur notwendigen Reife gebracht hat und es geschickt anstellt, lebt sozusagen als *Outlaw*, also als Gesetzloser, der sein Ding durchzieht, ohne Rücksicht auf Gesellschaft, Umwelt, Familie oder Freunde nehmen zu müssen. Es wird irgendwann auch nicht mehr von einem erwartet.

Ein Einzelkämpfer kann niemanden, also auch keine Freunde vergraulen, denn er hat schlicht keine Freunde. Und damit beleuchten wir schon den einzig wahren negativen Aspekt: Das Leben eines Einzelkämpfers ist oftmals ein sehr einsames Leben. Er hat prinzipiell niemanden zur Seite, der ihm die allgegenwärtigen Steine aus dem Weg räumen könnte.

Gerade Kinder erleben diese Erfahrungen als bittere Ungerechtigkeit, fressen ihre Frustrationen in sich hinein und werden entweder aggressiv oder ziehen sich schließlich resigniert in ihre eigene kleine Welt zurück, wo sie sich

zum Beispiel von ihren Haustieren besser verstanden fühlen als von ihren nächsten Angehörigen.

Ich war etwa fünf Jahre alt, als meine Familie einen folgenschweren Schicksalsschlag hinnehmen musste. Mein Vater erkrankte plötzlich an einer sehr seltenen, damals noch wenig bekannten und darum auch unheilbaren Stoffwechselkrankheit. Volle sieben Jahre litt er daran, bis er schließlich im Alter von erst zweiundfünfzig Jahren an Organversagen verstarb, hervorgerufen durch einen schier unvorstellbaren Medikamentenmix.

Sein Tod jedoch schmerzte mich damals weit weniger als die Unfähigkeit meiner Eltern, mir reinen Wein einzuschenken und mich über die Krankheit aufzuklären. Immerhin befand ich mich zum Zeitpunkt des Todes meines Vaters im zwölften Lebensjahr.

Überhaupt tat es mir weh, am eigenen Leib erleben zu müssen, dass meine Eltern unfähig waren, auf meine Probleme, meine Ängste, meine Bedürfnisse und meine Sehnsüchte einzugehen. Da war einfach keine Zeit mehr für Erklärungen und weiterführende Maßnahmen.

So saß ich die meiste Zeit in meinem Zimmer, kämpfte mich mühsam durch die Hausaufgaben, erledigte geduldig allfällige Arbeiten im Haushalt oder spielte für mich allein im Garten.

»Das gibt sich schon!« – Welch ungeheuerliche Lebenslüge wurde mir da aufgetischt. ADHS ist nach neuesten medizinischen Erkenntnissen bestenfalls therapierbar, jedoch nie heilbar.

Und was geschah mit mir?

Ich beging den größten Fehler meines Lebens: Ich begann, mich selbst zu hassen!

Nicht die *schlechte* Gesellschaft, die mich ignoriert hat, nicht die Schule, nicht die Familie, die mich nicht verstehen wollte, begann ich zu hassen.

Ich hasste so ziemlich alles an mir: meinen schwächlichen Körper, mein Aussehen, meine Feigheit, ja sogar meinen Namen. Ich hasste mich so sehr, dass ich phasenweise nächtelang wach im Bett lag und darüber sinnierte, wie ich diesem Albtraum ein schnelles und möglichst schmerzfreies Ende bereiten könnte.

»Wäre es nicht klüger, du würdest dich nochmals sozusagen recyceln, um erneut, unter Berücksichtigung deiner sehnlichsten Wünsche, versteht sich, von vorne zu beginnen?«

Aber wie schon erwähnt, war ich damals ein Feigling, und so bin ich immer noch hier, was eigentlich auch ganz in Ordnung ist. Jedoch brauchte ich viele Jahre, um mit mir wieder ins Reine zu kommen, um mich mit mir zu versöhnen, und das Wichtigste: mein bisheriges Leben und meine Andersartigkeit (zwei Dinge, die ich ohnehin nicht mehr ändern kann) zu akzeptieren.

Im Grunde genommen investierte ich mein halbes Leben in diese bescheidenen persönlichen Fortschritte – und gelegentlich arbeite ich immer noch an dieser Baustelle.

Dennoch gelang es mir, mich irgendwie über Wasser zu halten, und dann geschah etwas, mit dem ich absolut nicht gerechnet hatte: Ich schaffte die Aufnahmeprüfung für die Gartenbauschule Oeschberg bei Bern, wo ich mich ein halbes Jahr zuvor für den Fachkurs *Landschaft*, einer Ausbildung zum Obergärtner, angemeldet hatte. Weiteren Auftrieb erhielt ich dank eines kantonalen Stipendiums, mit dessen Hilfe ich einen finanziellen Engpass überbrücken konnte.

So begann ich damals, meine Krise zu bewältigen. Dieses eine Schuljahr war für mich und mein ramponiertes Selbstwertgefühl besonders wichtig. Im Klassenverband spürte ich erstmals seit Langem wieder so etwas wie Geborgenheit. Ein Gefühl des Angenommenseins. Ich gehörte dazu. Verbundenheit mit Gleichgesinnten. Zwar arbeitete jeder

für sich und seine Ziele, schließlich waren wir alle zukünftige Konkurrenten, jedoch zogen alle am selben Strick. Wir bildeten eine Art verschworene Gemeinschaft, und wir unterstützten uns gegenseitig im Studium. Es war eine wunderbare und sehr lehrreiche Zeit – ach was, es war das schönste Jahr meines Lebens überhaupt!

Ich begann, mich mit mir zu versöhnen, und ich ließ es zu, dass auch wieder Fotos von mir gemacht wurden. Trotzdem betrachte ich die Jahre zwischen zwölf und zweiundzwanzig als verlorene Zeit. Jahre, in denen ich nicht gelebt, sondern nur vor mich hin vegetiert habe.

Darum begann ich wohl mit dem Schreiben dieser Erzählung – im Sinne einer Aufarbeitung –, um wenigstens psychisch ein Mikron meiner Jugend zurückzuerobern, um die ich damals betrogen wurde.

Mit dieser Erzählung möchte ich alle Kinder und Jugendlichen ansprechen, die sich unverstanden, ausgegrenzt, ausgestoßen, abgelehnt, ausgenutzt, ausgelacht, gehänselt, gedemütigt oder gemobbt fühlen, und ihnen zurufen:

*»Seid mutig, seid stark, seid tapfer und kämpft um eure Existenz, kämpft für eure Träume, eure Visionen, kämpft für eure Zukunft. Hier wird niemandem etwas geschenkt.*

*Darum: Probiert alles aus, was das Leben für euch bereithält, und nehmt die Dinge mit, die für euch wichtig sind. Denn ihr könnt keine Versäumnisse nachholen. Man kann sein Leben nur einmal leben. Und vor allem: Das Leben ist schneller vorbei, als ihr denkt, und dabei müsst ihr nicht einmal tot sein!«*

Und allen anderen soll die Geschichte einfach Lesevergnügen bereiten oder sie zum Nachdenken anregen!

# 1. Kapitel

»Wir haben nur eine kurze Lebenszeit.  
Daher ist es wesentlich, Dinge zu tun, die es wert sind,  
und diese jetzt zu tun.«

(Lord Robert Stephenson Smyth Baden-Powell)

Pont-la-Ville, Schweiz, Dienstag, 8. Juli, 14.00 Uhr

## Das Camp

Der Greyerzersee lag still in der Senke, und im hellblauen Wasser spiegelten sich ein paar wenige schneeweiße Wölkchen, so als ob sie mit den zwei oder drei einsamen Tretbooten konkurrieren wollten. Etwa auf der Höhe von Pont-la-Ville lag eine kleine Insel, die Ile d'Ogoz. Auf dem felsigen Eiland fanden lediglich eine Burgruine und eine kleine Kapelle Platz, die gelegentlich für Hochzeiten und ähnliche Feierlichkeiten verwendet wurde. Bis in die Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts stand die alte Burg auf einer hügeligen Landzunge, die von der Sarine umflossen wurde. Im Jahre 1945 wurde bei Rossens mit dem Bau der eleganten Bogenstaumauer begonnen. Nach deren Vollendung, drei Jahre später, versank der Talboden mitsamt der mittelalterlichen Steinbogenbrücke über die Sarine in den bis zu fünfundsiebzig Meter tiefen Fluten, und aus der Halbinsel Ogoz wurde eine Insel.

Mit seinen dreizehneinhalb Kilometern Länge war der neu entstandene Lac de la Gruyère der längste Stausee der Schweiz. Jedoch maß er auch an seiner breitesten Stelle lediglich ein paar Hundert Meter und konnte also von einem einigermaßen geübten Schwimmer ohne Weiteres durchquert werden.

Vom Städtchen Bulle (sprich: Büll, Ort in der Westschweiz) aus bestand eine direkte Verbindung nach Marly

bei Fribourg, mit der Kantonsstraße, die den See mittels einer Betonbrücke bei Corbières überquerte, und vom selben Ort führte eine Nebenstraße nach Broc, dem Schokoladendorf am südlichen Ende des Sees. Die obere Hälfte des östlichen Seeufers war aufgrund der spärlichen Besiedlung kaum von nennenswerten Fahrstraßen erschlossen.

Am Westufer bei La Crau lag ein kleiner Campingplatz mit einer Bootsanlegestelle, wo sich auch der Verleih der besagten Tret- und Ruderboote befand. Motorboote waren aufgrund der geringen Größe des Sees eher verpönt bei den Anliegern und ausschließlich für Notfälle auf dem Wasser vorgesehen.

Der Campingplatz war mit seinen etwa fünfundzwanzig Standplätzen für Caravans oder Zelte nicht sonderlich groß, aber wenigstens während der Hauptsaison stets ausgebucht. Das Grundstück lag überaus idyllisch, von hohen Wildhecken umsäumt und einigen großkronigen Laubbäumen beschattet, was in dieser drückenden Hitze anfangs Juli durchaus von Vorteil sein mochte.

Nun war es früher Nachmittag. Außer dem gelegentlichen Geschrei der wenigen Kinder, die sich im Wasser vergnügten, war kaum ein Laut zu hören. Vermutlich lagen die meisten Feriengäste wie tote Fliegen in ihren Hängematten oder Liegestühlen; oder sie waren vor der Hitze in die nahen Berge geflohen.

Es war sowieso alles idyllisch an diesem Dienstag: Die Sommerferien hatten am Wochenende mit Prachtwetter begonnen, und Petrus versprach, auch für mindestens zwei weitere Wochen bei guter Laune zu bleiben. Und dann diese Landschaft: der azurblaue See, umrahmt von saftig-grünen Wiesen, die da und dort von braunen oder schwarzweißen Kühen beweidet wurden, und dahinter ebenso grüne Hügel mit dunklen Tannenwäldern, und ganz im Hintergrund ragten die schroffen, grauen Felswände der

Dents de Broc und die Bergspitzen der Fribourger Alpen in den makellosen Himmel.

Diesem paradiesähnlichen Zustand konnte nicht einmal die nahe gelegene Autobahn mit ihrem unablässigen Verkehrslärm etwas anhaben. Kein Wunder also, dass der See mit dem etwas weiter westlich gelegenen Aussichtsberg Le Gibloux (der mit dem Antennenturm und dem gläsernen Self-Service-Fahrstuhl) zu den meistbesuchten Naherholungsgebieten der Fribourger Stadtbevölkerung gehörte.

Diese Idylle hatte auch ein Stamm der Pfadfinderabteilung Schaffhausen für die Durchführung seines Sommerlagers zu nutzen gewusst.

Die beiden Führer, die vor fast einem Jahr schon mit der Rekognoszierung des Geländes begonnen hatten, wählten den besten Platz am Ostufer für ihr Vorhaben: eine fast topfebene Wiese beim Dörfchen Pont-la-Ville, direkt an den See stoßend, einen Katzensprung oder treffender gesagt einen *Hundeschwumm* von der kleinen Insel entfernt. Die Wiese war hier und dort mit kleinen Bäumen und Buschwerk durchsetzt, genau so, dass die Handvoll Zelte und sonstigen Lagereinrichtungen genügend Platz fanden und individuell errichtet werden konnten.

Ungefähr fünfzig Meter weiter östlich machte das Lagergelände einem lichten Mischwald Platz, wo sich auch die einzige Zufahrt befand, die man mit viel Fantasie als Straße hätte bezeichnen können. Es war lediglich eine etwa zwei, maximal drei Meter breite, ins Holz gehauene Schneise, mit einer durch das Zuführen des Campmaterials platt gefahrenen Grasnarbe. Über einen Trampelpfad war das Camp mit der Zufahrt sowie mit der Toilette verbunden, die die Jungs gleich nach ihrer Ankunft im Wald erstellt hatten.

Einfach ein großes Loch im Boden, zwischen zwei Bäumen einen Balken zum Daraufsitzen und vier quadratische



Militärblachen für den Rundum-Sichtschutz. Nicht zu vergessen: Eine Astgabel in vernünftiger Reichweite als Halterung für die Papierrollen!

Vom Wald her kommend, erreichte man über den Trampelpfad den Eingang des Camps, wo die Scouts auf der linken Seite einen etwa fünf Meter hohen Wachturm aus Rundholz gebaut hatten. Ganz oben gab es eine kleine Aussichtsplattform, die Platz für drei oder vier Scouts bot, und als Krönung, zuoberst an einem Mast befestigt, flatterte die Pfadfinderflagge, nämlich die rot-weiße Lilie auf blauem Grund, lustig im Wind, sofern denn einer wehte.

Der eigentliche Eingang wurde von einer Art Torbogen, ebenfalls aus Rundholz bestehend, überspannt. In der Mitte brachten die Jungs ein Schild an zwei Ketten hängend an, das sie bereits zu Hause vorbereitet hatten: ein Stück Schwartenbrett mit eingekerbten und gelb ausgemalten Buchstaben, die den Truppsnamen *Stamm Antares* bildeten.

Dann befand man sich auf dem Versammlungsplatz, wo für den Abend schon eine Feuerstelle mit Abfallholz hergerichtet wurde. Auf der rechten Seite befand sich der von zwei Partyzelten geschützte Küchenbereich. In dem einen Zelt stapelten sich schwere, graue Massivholzkisten aus ehemaligen Militärbeständen mit den verschiedensten Küchenutensilien. Auf zwei besonders großen Kisten standen zwei Benzinrechauds, ebenfalls militärischer Herkunft, bereit. Mithilfe dieser für Pfadfinderverhältnisse doch relativ modernen Ausrüstung konnte gleichzeitig auf vier Flammen gekocht werden. Die Organisatoren waren der Meinung, dass sich dieser Aufwand rechtfertigen würde, zumal auch bei den Pfadfindern längst die Neuzeit Einzug gehalten hatte.

So wurden zum Beispiel die altertümlichen Morseflaggen allmählich durch die allgegenwärtigen Handys

abgelöst, und ein Zeltlager musste nicht zwangsweise das Thema *Sparta* behandeln.

So schleppten die Kids allerlei Unterhaltungselektronik mit, vom besagten Handy bis zum Laptop, und für das leibliche Wohl stand wie berichtet eine gut eingerichtete Feldküche zur Verfügung, anstelle der sonst üblichen Holzfeuer mit den typischen Alukesseln, die an einem Dreibein über den Flammen hingen.

Im anderen Zelt standen zwei Festbankgarnituren. Die eine als Rüsttisch und Anrichte und die andere als Stapelplatz für leicht verderbliche Lebensmittel, wie Brot oder Salatköpfe. Auch die übrigen Lebensmittel, die keiner Kühlung bedurften, wie Kartoffeln, Dosenfrüchte oder -gemüse, sowie weiteres Gebrauchsmaterial wie Blechkanner mit Benzin für die Kocher und Leuchtpetrol für die Lampen wurden hier gelagert. Milch und andere verderbliche Lebensmittel mussten täglich frisch vom nahen Bauernhof bezogen werden.

Auf der linken und dem See zugewandten Seite waren die sechs typischen *Spatz*-Zelte errichtet und ein Waschplatz aus einem alten Chromstahlrog mit richtig fließendem Wasser installiert worden. Das Wasser bekamen die Jungs von einem nahe gelegenen Brunnen, von wo sie mit Gartenschläuchen eine Leitung zu ihrem Waschplatz gelegt hatten.

Am Seeufer lagen vier schwarze Militärschlauchboote mit ihren Paddeln, so wie sie früher von manchen Zeughäusern gerne an Jugendgruppen für wenig Geld vermietet wurden.

Zwischen den Zelten und den kleinen Bäumen hatten die Scouts Schnüre als Wäscheleinen gespannt. Daran hing nun eine Menge bunter Wäschestücke zum Trocknen, wie verschwitzte Wandersocken, T-Shirts und Badetücher. In der Nase kitzelten der Geruch der leicht miefigen

Zeltplanen und der Duft des frisch gemähten und von Dutzenden Kinderfüßen niedergetrampelten Wiesengrases.

Alles in allem glich das Ambiente eher einem Zigeunerlager denn einem Scoutcamp. Aber in diesem Punkt waren sich die Stammes- und die Gruppenführer einig: Sie verzichteten gerne auf jegliche militärische Ordnung, was das Lagerleben betraf. Jedoch erwarteten sie Disziplin, wenn es um das Tragen der Uniform ging sowie beim morgendlichen Antrittsverlesen oder beim Abtreten jeweils nach einer Pfadfinderübung am Samstagnachmittag.

Der Stamm zählte damals achtundvierzig Kinder und Jugendliche im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren. Nur der Stammesführer, ein großer kräftiger Bursche mit einer dunklen Stimme – er hätte problemlos als Schwinger im Nationalkader durchgehen können – war bereits achtzehn Jahre alt. Er hatte sich übrigens persönlich dafür eingesetzt, dass alle Kinder seines Stammes am Sommerlager teilnehmen konnten. Besonders für diejenigen aus eher prekären Familienverhältnissen, wo das Budget sonst solche Auslagen nicht zugelassen hätte.

Dann endlich war es so weit: Die Sommerferien standen vor der Tür, und nach langer minutiöser Planung, dem Packen des eigenen Rucksacks und dem Materialverlad auf den von einer Transportfirma kostenlos zur Verfügung gestellten Lastwagen durften die mehr oder weniger nervösen Scouts am vergangenen Samstagmorgen den für sie reservierten Eisenbahnwagen erstürmen. Die ungefähr zweieinhalb Stunden dauernde Zugfahrt brachte sie zuerst nach Fribourg (Freiburg), wo sie auf ein Postauto umstiegen, das in Richtung Greyerzerland fuhr und die Meute bei einem völlig unbekanntem Weiler ausspuckte, der jedoch, mit einem nur halbstündigen Fußmarsch zum Lagergelände, den nächstliegenden Außenposten der Zivilisation darstellte.

An diesem schwülheißen Sommernachmittag wirkte das Camp wie verlassen. Kein Laut war zu hören, außer dem gelegentlichen Aufheulen eines Motorrads oder dem monotonen Gebrumm eines Sportfliegers, der zum wiederholten Mal vom nahe gelegenen Flugplatz, dem Aerodrome von Broc, aus Segelflugzeuge in die Höhe schleppte.

Bleiern drückte die Hitze auf das Tal. Sogar die Kühe wirkten träge und schlapp und suchten Zuflucht unter den Schatten spendenden Obstbäumen. Auch auf den Feldern und Wiesen ging nichts.

Es war erst der 8. Juli, und der frühestmögliche Termin für die Heuernte war der 15. Wenn zu einem früheren Zeitpunkt gemäht, also das Ende der Blütezeit nicht abgewartet wurde, durften die Landwirte keine staatlichen Subventionen beantragen.

Nun also waren sämtliche Pfadfinder des Stammes *Antares* frühmorgens zu einer Wanderung in die Berge aufgebrochen. Nur mit richtigem Lauschen hätte man das Geplauder zweier Frauen aus dem Küchenzelt vernommen. Die Stimmen gehörten zwei Müttern, die sich dankenswerterweise für die Dauer des Lagers als Köchinnen und *gute Seelen für alles* zur Verfügung gestellt hatten. Die Anwesenheit dieser beiden Damen bedeutete für den Pfadfindertrupp das absolute Highlight in Sachen Exklusivität und Luxus, übernahmen sie doch auf freiwilliger Basis die Hauptarbeit in der Küche, sodass zumindest für die wichtigsten Lageraktivitäten jeweils alle Scouts anwesend sein konnten. Auf einer Militärkochkiste stand ein großer Küchenwecker, dessen Zeiger auf 17.00 Uhr standen. Die beiden Frauen erwarteten die hungrige Meute spätestens um 18.00 Uhr zurück. Auf dem Menüplan standen für diesen Abend geschwellte Kartoffeln mit Kräuterquarksoße, Butter und Käse, grüner Salat sowie der obligate kalte und gesüßte Schwarztee mit Zitronenschnitzen.